

P. J. Casey (Hrsg.), *The End of Roman Britain*. British Archaeological Reports, British Series 71, Oxford 1979. 270 Seiten, 21 Abbildungen, 2 Tafeln.

Der Band in der bekannten Ausstattung der British Archaeological Reports legt Beiträge einer Konferenz vor, die im März 1979 an der Universität Durham abgehalten wurde. Das Erscheinen der Publikation bereits im folgenden Jahr und der erfreulich bescheidene Preis bestätigen das Konzept dieser mit wenig Aufwand hergestellten Serie. Da auch die Abbildungen – meist Strichzeichnungen – durchweg ausreichend deutlich sind, kann auch von dieser Seite her kein Einwand gegen die Ausstattung des Bandes erfolgen.

Nicht alle Vorträge der teilnehmenden Provinzialarchäologen, Historiker, Numismatiker und Spezialisten für sächsische Frühgeschichte konnten gedruckt werden, andererseits sind einige Aufsätze aufgenommen, deren Autoren nicht an der Konferenz teilgenommen haben. Das Hauptgewicht lag nicht so ausschließlich auf dem 'Ende des römischen Britannien' wie der Titel vermuten ließe, es wurde besonders auch die Übergangszeit zur sächsischen Periode behandelt. Daneben werden auch Vergleiche mit anderen Provinzen gezogen und Unterschiede in den Entwicklungen einzelner Regionen innerhalb Britanniens herausgearbeitet.

Im ersten Beitrag gibt S. Haselgrove (*Romano-Saxon Attitudes*, S. 4–13) einen Überblick über Forschungsstand und -geschichte, in dem sie besonders die Hindernisse und Vorurteile, die der älteren Forschung gelegentlich anhaften, aufzeigt, damit sie in Zukunft vermieden werden. Zu diesen Vorurteilen zählt sie die Überschätzung der wenigen und nicht als historische Darstellungen konzipierten antiken Quellen, das Suchen nach einem 'Fortleben' der römischen Kultur und nach den 'Wurzeln' des späteren sächsischen Staates unter jeweils einseitigen Voraussetzungen und ebenso die Unterschätzung naturwissenschaftlicher Datierungsmethoden (C 14). Besonders kritisiert sie aber den Versuch, mit archäologischen Mitteln dieselbe Art 'politischer Geschichte' schreiben zu wollen wie auf der Grundlage der für die römische ebenso wie für die sächsische Zeit reichen schriftlichen Überlieferung.

Daß damit tatsächlich die Ursachen vieler Ungereimtheiten und Fehleinschätzungen angeprangert werden, ist unbestritten. Wenn aber die Zeitbezogenheit oder Zeitbefangenheit mancher älterer Arbeiten hervorgehoben wird, muß man sich doch fragen, ob nicht auch die heutige Forschergeneration eben ihre heutigen Vorurteile und die Befangenheit in unserer heutigen Zeit mitbringt. Sind wir tatsächlich so viel objektiver, auch wenn wir uns bemühen, wie vorgeschlagen, die historischen Modelle an den Funden zu kontrollieren und zu korrigieren? Sind die Ergebnisse einer modernen größeren Grabung auch bei sorgfältigster Dokumentation in ihrer Komplexität für einen an der Grabung nicht Beteiligten überhaupt noch kontrollierbar? Mit diesen Fragen, die sich aus der von Haselgrove geäußerten Kritik ergeben und diese nur fortsetzen, soll aber die komprimierte und pointierte Darstellung der Forschungsproblematik und Forschungsgeschichte nicht abgewertet werden.

Auch J. P. C. Kent (*The End of Roman Britain: the literary and numismatic evidence reviewed*, S. 15–28 Taf. 1) setzt sich mit dem Forschungsstand kritisch auseinander. Die Gründe für die Aufgabe Britanniens werden in der Reichsgeschichte gefunden: moralischer Verfall und Bevölkerungsrückgang schwächten die Armee. Nach dem Rückzug der regulären Streitkräfte und nachdem ein römischer Kaiser gleichsam die Verantwortung für die Verteidigung abgelehnt hatte, entwickeln sich zur effektiveren Selbsthilfe 'Monarchien' ohne reichsrömische Autorität. Als Archetyp gilt der 'superbus Vortigern'. Literarische Zeugnisse nennen Konsuln einer 'gens Romanica', ein Ausdruck, der – auch bei Nachsicht aller latinistischen Taxen für die Spätzeit – nicht die römischen Konsuln meinen kann, sondern nur die Führer einer Gruppe von Romanen in einer Grenzprovinz. In mehr oder weniger verlässlichen Quellen werden Invasoren genannt, die vielleicht im Habitus römischer Soldaten auftraten. Der 'letzte Schimmer der Romanitas' ist der Hilferuf an Aetius, dessen Foederatruppen aber kaum viel angenehmer gewesen wären als die einfallenden Sachsen, gegen die sie um die Mitte des 5. Jahrh. die Bevölkerung zu verteidigen gehabt hätten.

Die Skizze stellt dar, was sich nach den antiken historischen Quellen über das 5. Jahrh. in Britannien sagen läßt; es ist nicht viel und wird in den folgenden Arbeiten durch die Auswertung anderer Quellen ergänzt. Hinzuweisen ist auf einen Widerspruch bezüglich des Bevölkerungsrückganges mit dem Beitrag von M. E. Jones und darauf, daß das einmal genannte Noricum nicht 'überrannt', sondern in einigermaßen geordneter Form und nicht vollständig geräumt wurde.

Ein erster Anhang zu dieser Arbeit behandelt die Zusammensetzung der Münzfunde aus den letzten Jahren des römischen Britannien. Die Prägedaten der Gold- und Bronzemünzen enden um 405, nur die in dieser Zeit überhaupt seltenen Silbermünzen sind als abgeknappte Stücke aus Prägungen bis um 420 bekannt. Das

Abknappen, vielleicht zur Herstellung von Barren, wird als nachrömisches Phänomen bezeichnet. Die späteren Prägungen des Theodosius sind im Norden und Westen Britanniens selten und deuten vielleicht auf einen Rückzug der Truppen und Beamten nach Süden und Osten. Die Goldnominalien für den Sold sind dabei der empfindlichste Indikator, während Bronze für die provinzielle Gebarung vielleicht länger vorhanden war. Mit dem römischen Steuersystem endete die Notwendigkeit für Münzgeld.

Ein zweiter Anhang stellt die Zeugnisse für ein 'Königreich der Romanen' in Gallien zusammen, die sich in historischen und numismatischen Quellen finden. Sie sind deutlich genug, um eine ähnliche Entwicklung auch in Britannien, dort aber um ein halbes Jahrhundert früher, wahrscheinlich zu machen. Trotz der in Britannien fehlenden numismatischen Evidenz für eine lokale bzw. nichtimperiale Prägung ist die Annahme bestechend.

Eine Zusammenstellung der spätrömischen Gold- und Silbermünzschatzfunde ist die vom Herausgeber P. J. Casey ergänzte und bearbeitete Dissertation von S. Archer (*Late Roman Gold and Silver Coin Hoards in Britain: a gazetteer*, S. 29–64). Solche Schatzfunde sind in Britannien häufiger als auf dem Kontinent, was als Argument gegen die oft vermutete Armut in den letzten Jahren der römischen Herrschaft in dieser Provinz gewertet wird. Als Hauptursache für die Häufigkeit solcher Schatzfunde wird ein plötzliches und katastrophales Ende der römischen Verwaltung angesehen, aufgrund dessen die Schätze von ihren Besitzern nicht mehr gehoben werden konnten. Auch das Problem der Datierung wird angeschnitten: Vergrabungszeiten lassen sich in der Zeit des Honorius und Arcadius noch untereinander differenzieren. Meist zusammen mit den spätesten Prägungen kommen auch abgeknappte Silbermünzen vor, so daß sich das Phänomen des Abknappens auf die Zeit zwischen etwa 400 und 420 eingrenzen läßt. Vergrabungszeiten nach 420 sind nicht nachzuweisen. Etwas mehr als 63 Schätze (einige sind nicht numeriert) werden in Tabellenform oder in knappen Beschreibungen vorgelegt.

Die Einfügungen des Herausgebers vom ursprünglichen Text zu trennen, wäre wohl die sauberere Lösung gewesen, statt in einer Fußnote darauf hinzuweisen, daß sie 'nicht notwendigerweise die Ansichten von Herrn Archer darstellen'. Eine solche Trennung wäre in dem nur drei Seiten umfassenden Text wohl leicht möglich gewesen. Zum Thema des Kongresses wird nur das erwähnte katastrophenhafte Ende der römischen Verwaltung beigetragen; darüber hinaus drängen sich dem Leser eher Fragen auf: Wie verhält sich das Vorkommen von in Trier um 420 geprägten Münzen zum abrupten Ende der Verwaltung? Wie kommen diese Stücke nach Britannien? Wer hat mit dem Abknappen der Silbermünzen begonnen, Römer, Romanen, Sachsen? – Auch wenn sich keine endgültigen Antworten geben lassen, wäre ein Anschneiden dieser Fragen in diesem Kongreßbericht wohl wichtiger gewesen als die listenartige Vorlage der Schatzfunde, für die eine numismatische Spezialpublikation sich besser eignete.

P. J. Casey (*Magnus Maximus in Britain: a reappraisal*, S. 66–79 Taf. 2) entwirft dann eine komplexe Darstellung der Ereignisse im späten 4. Jahrh., die den parteiischen Bericht bei Gildas (*de exidio Britonum*), der die historische Forschung stark beeinflußt hat, korrigiert. Ausgehend von numismatischen Überlegungen (Solidi der 2. Londoner Emission, im Trierer Stempelstil mit der Sigle AVGOB, also Augusta/London und in Anwesenheit des Hofes geprägt) wird eine zeitweilige Rückkehr des Magnus Maximus nach Britannien angenommen. Zusätzliche Argumente sind Interpretationen des politischen Taktierens und diffizile Neuordnungen innerhalb der *Chronica Galliarum* für die Zeit von 380–388. In die Zeit dieses zweiten britannischen Aufenthaltes des Magnus Maximus wird die Expedition gegen Picten und Scoten verlegt, was auch gegen den diesem Usurpator zur Last gelegten Abzug des Militärs aus Britannien spricht. Der archäologische Befund schließt nicht aus, daß in dieser Zeit die Signalposten von Yorkshire errichtet wurden und daß der Hadrianswall noch besetzt war.

Der Verf. gesteht zuletzt selbst ein, daß der Faden der Argumentation gelegentlich dünn ist. Dennoch wird dieser neue Aspekt der Geschichte Britanniens im späten 4. Jahrh. nicht zu übersehen sein. Es fällt auf, daß eine solche Anregung auf einer 'gemischten' Argumentation beruht, die sich auf Numismatik, Geschichte, Archäologie und gesunden Hausverstand stützt. Diese Methode ist in letzter Zeit scharf kritisiert und als obsolet abgetan worden (J. Werner, Einführung in: *Von der Spätantike zum frühen Mittelalter*. Vorträge u. Forsch. 25 [1979] 9 ff.). Die Gefahr von Zirkelschlüssen sei nicht gelegnet, doch sind diese bei einiger Selbstkritik vermeidlich und werden von der wissenschaftlichen Kritik, gerade auf einem Kongreß, rasch aufgedeckt. Hier erweist sich diese Methode aber doch als Möglichkeit, die Diskussion um festgefahrene Probleme wieder in Gang zu bringen.

Eine auch stark auf Irland ausgerichtete Facette fügt C. Thomas (Saint Patrick and fifth-Century Britain: an historical model explored, S. 81–101 Abb. 2–3) mit seinem Beitrag über den hl. Patrick in das Bild. Der Inhalt wurde übrigens nicht auf der Konferenz vorgetragen, seine Aussage paßt aber gut zum Thema, weshalb die Aufnahme in den Band zu begrüßen ist. Der schon zu Lebzeiten nicht immer vom Glück begünstigte Heilige kann wohl als Opfer der Wissenschaft angesehen werden. Von einer unüberblickbaren und bewegten Literaturflut wurde er in der Chronologie des 5. Jahrh. hin- und hergespült und zuletzt noch auf zweifache Weise in zwei Personen aufgespalten, also buchstäblich gevierteilt. Thomas entscheidet sich für eine spätere Lebenszeit (ca. 415 bis ca. 492 n. Chr.). Um 430 wird Patrick von Iren geraubt, nach sechs Jahren flieht er von dort nach Gallien, wo er ein passables Latein lernt, das aus seinen Schriften bekannt ist. Etwa um das Jahr 440 kehrt er nach Britannien zurück und wird Priester. Sein Erbgut verkauft er nach und nach, um 450 wird er als Bischof zur Missionierung nach Irland gesandt. Gegen den Raub einiger seiner neubekehrten Schäfchen durch den britischen König Coroticus protestiert er in seinen *Epistolae*. Wegen des Versuches, einen britischen Herrscher von Irland aus zu exkommunizieren, wird er von einer offenbar noch intakten Synode zur Rechenschaft gezogen, der dann seine schriftliche Rechtfertigung genügt. In die Zeit von 485 bis 490 fällt die Abfassung der *Confessiones*, in die Jahre um 492 sein Tod.

Wichtig ist dem Verf. die Existenz von Kurialen und damit von organisiertem römischem Zusammenleben um 430 (Patricks Vater ist *decurio*, wahrscheinlich in Carlisle) und eine bis mindestens 470 existierende Kirchenorganisation, die noch die Möglichkeit hatte, Priester auszubilden und Missionare auszusenden, jedenfalls im Norden Englands. Thomas betont, daß gerade im Westen der Insel sich romanisiertes Leben besser gehalten haben wird als im Osten, wo die Angeln vordrangen, was mit Ergebnissen der Ortsnamenforschung übereinstimmen könnte.

In Fragen der frühen Kirchengeschichte Irlands fühlt sich der Rez. völlig inkompetent, die Dürftigkeit des archäologischen Befundes gibt der Verf. zu. Das entworfene Szenarium mit dem langen Fortleben kirchlicher und städtischer Organisationsformen in nordwestbritischen Rückzugsgebieten wird jeden Verfechter einer Kontinuitätstheorie beeindrucken, jeden Verteidiger von Katastrophentheorien aber nicht überzeugen. Ohne zusätzliche Quellen fühlt sich ein Archäologe bei der – überspitzt gesagt – ausführlichen Interpretation von Strichpunkten nicht mehr wohl, auch wenn er einer Kontinuitätstheorie zuneigt. Es sei zugegeben, daß die Deutung von quadratzentimetergroßen Scherben als Nachweis geschichtlicher Ereignisse bei einem Historiker wohl ähnliche Gefühle hervorruft. Ähnlich liegen ja die Probleme bei der Beurteilung des 5. Jahrh. im Donaauraum, wo es ja inzwischen bereits einen 'minimalen' und einen 'maximalen' norischen Severin gibt. Der wertvollste Erfolg dieser Arbeit wäre wohl, wenn sie zu einer verstärkten archäologischen Bestandsaufnahme oder zu neuen Untersuchungen Anlaß wäre.

Sogenannte 'römisch-sächsische' Keramik möchte J. Gillam (Roman-Saxon Pottery: an alternative interpretation, S. 103–118 Abb. 4) nicht, wie die meist akzeptierte Meinung dazu lautet, als Produkt romanischer Töpfer für den Geschmack sächsischer Käufer ansehen. Die hart gebrannte Scheibenware zeigt Dekorationen, die sich mit der späteren angelsächsischen Keramik vergleichen lassen. Die Funde konzentrieren sich im Osten Englands, doch auch am Hadrianswall kommen solche Stücke vor. Es fehlen entsprechende germanische Vorbilder, die den Geschmack der Käufer hätten formen können, auch ist aus den Fundorten kein Zusammenhang mit den Garnisonen nachweislich germanischer Truppen abzulesen. In Töpferöfen kommt diese Ware gemeinsam mit den üblichen provinziellen Produkten vor. Die Ähnlichkeit mit angelsächsischer Keramik könnte auch mit einem Fortleben der Tradition erklärt werden, in der diese regionale römisch-britische Keramikgruppe produziert worden ist.

Die Argumentation Gillams wirkt insgesamt überzeugend und wird der noch nicht abgeschlossenen Diskussion um diese Keramik wohl einen zusätzlichen Impuls geben; eine Kontrolle scheint im wesentlichen durch die sorgfältige Beurteilung der stratigraphischen Zusammenhänge der Stücke möglich zu sein. Auch hier können wohl nur neue Grabungen weiterhelfen.

Der Beitrag von M. Fulford (Pottery Production and Trade at the End of Roman Britain: the case against continuity, S. 120–132) schließt eng an den vorigen an. Als Belege für einen Hiatus in der Keramikproduktion werden genannt: ein deutlicher Wechsel in der Magerungstechnik, die Zuweisung der 'römisch-sächsischen' Ware (s. oben) an die spätrömische Produktion, ein Rückgang der Typenvielfalt bei der römischen und ein Wachsen derselben bei der frühmittelalterlichen Keramik. Dem entsprächen eine Unterbrechung des Imports aus dem mediterranen Raum – er ist nur bis in das frühe 5. Jahrh. und dann wieder um 500 nachweisbar – und Behinderungen des innerbritischen Handels. Die römische Keramikproduktion in

Werkstättzentren hätte nach dieser Anschauung die Bedarfsverringering, den Marktverlust nach dem Abzug der römischen Truppen nicht verkraftet und wäre nach einer Phase der Rezession seit der Mitte des 4. Jahrh. etwa zwischen 402 und 411 zugrunde gegangen.

Es zeigt sich hier deutlich die Vielschichtigkeit der Kontinuität, die im Titel des Beitrages vor Gericht gestellt wird. Für die großen Töpferzentren wird man die ausführlich argumentierte Diskontinuität, also ein mehr oder weniger abruptes Ende, akzeptieren. Dennoch nimmt der Verf. selbst an, daß die dadurch 'arbeitslos' gewordenen Personen mit Kenntnissen über die Töpferei in kleineren, lokalen Werkstätten weitergearbeitet haben. So wäre erklärlich, daß diesen kleineren Betrieben die Beschaffung bestimmter Magerungsmittel über den wohl auch reduzierten Handel nicht mehr möglich war. Auf dem kleineren und eben durch den fehlenden Handel geschützten Markt war dann die Notwendigkeit für Innovationen bei Formen und Dekor kaum mehr gegeben. Auch die Herkunft der gelegentlich im Text etwas flüchtig erwähnten Scherben 'römischer' Ware in nachrömischen stratigraphischen Kontexten fände so eine Erklärung. Ist ein Vorgang wie der geschilderte aber Diskontinuität?

An einigen einheimischen Siedlungen zeigt L. Alcock (*The North Britons, the Picts and the Scots*, S. 134–142), daß römische Funde in solchen Fundzusammenhängen in jedem Einzelfall beurteilt werden müssen. Sie beweisen keineswegs unbedingt römische Präsenz in Form militärischer Besetzung, sind aber auch nicht immer als Beutegut zu werten. Der Schatzfund von Traprain Law wird als diplomatisches Geschenk an einen Fürsten der Votadini gedeutet. Weiter wird auf Typen befestigter und unbefestigter Siedlungen hingewiesen, die über die römische Periode hinaus bewohnt waren.

Der Hinweis auf diplomatische Geschenke, die schon vor der Spätantike als Mittel der römischen Außenpolitik häufig angewendet werden, in dieser Zeit aber erstaunliche Ausmaße annehmen wie etwa die Tributzahlungen an die Hunnen, ist wichtig. Gerade römische Amtsinsignien und Ehrenzeichen – so sind die Militärgürtel wohl zu verstehen – sind ein sicherer Hinweis auf derartige Geschenke. Das Fehlen von alltäglichen römischen Funden, etwa der Gebrauchskeramik, an Stellen, wo Terra sigillata und Schmuck sehr wohl auftreten, kann auch dadurch erklärt werden, daß nur wertvollere Waren über weitere Strecken verhandelt wurden. Wirtschaftlich schwächere Bevölkerungsteile mußten sich wohl mit der eigenen Produktion begnügen, für die Reichen wäre der Repräsentationswert der rauhwandigen Keramik wohl zu gering gewesen. Terra sigillata sah da schon anders aus, und die Metallarbeiten aus der römischen Produktion waren technisch ausgereifter.

Zunächst beschreibt J. C. Mann (*Hadrians Wall: the last phases*, S. 144–151) das gestaffelte Verteidigungssystem an dieser Grenze: Klientelvölker – Vorposten – Wallbesetzung – Truppen des Hinterlandes – Legion in York. Trotz einer vorübergehenden Schwächung im 3. Jahrh. herrscht bis zur Mitte des 4. Jahrh. hier Ruhe. In der zweiten Jahrhunderthälfte wird der Bereich vor dem Wall nicht mehr besetzt, so daß in Krisenzeiten eine mobile Feldarmee benötigt wird. In den Lagern deuten Umbauten von Kasernen zu Wohngebäuden auf eine Verringerung der Truppenstärke, während gleichzeitig die Familien zu den Soldaten in die Lager übersiedeln. Vermutlich um 395 wird eine kleinere Feldarmee für Britannien unter einem *dux rei militaris* aufgestellt, die bis 410 agiert. Dann stellt der Verf. eine politische Entwicklung von einzelnen Stämmen zu ständig größeren Einheiten jenseits des Walles fest. Der fruchtbarere südliche Teil der Insel, der Überschuß und Steuern produzierte, wird im Gegensatz zur Grenzregion gesehen, deren geringerer Wohlstand mit dem ständigen Zufluß des Soldes stand und fiel. Deshalb brach hier auch das römische Leben mit dem Abzug der Besatzungen fast völlig ab. Als einzige mögliche Ausnahme wird die Gegend um Carlisle angesehen. Die neuen Machtzentren sind die Königreiche, die als Antwort auf den Druck der Piktenherrschaft entstehen und durch diesen äußeren Druck ihren inneren Zusammenhalt gewinnen.

Der Beitrag ist die Zusammenfassung eines ausführlicheren Artikels (*Glasgow Arch. Journal* 3, 1974, 34–42), wo Literaturangaben geboten werden und auf Einzelprobleme näher eingegangen wird. Viele der angesprochenen Phänomene lassen sich auch an anderen Limesabschnitten nachweisen oder vermuten, insgesamt wirkt die Darstellung der Ereignisse und ihrer Hintergründe überzeugend.

Enge Beziehungen zwischen römischen Siedlungsplätzen und frühmittelalterlichem Grundbesitz kann W. Davies (*Roman Settlements and Post-Roman Estates in South-East Wales*, S. 153–173 Abb. 5–7) nachweisen. Diese Beziehungen bestehen sowohl bei der Art und den Termini der Vergabe als auch in vielen Fällen durch die Nähe oder Übereinstimmung des Ortes.

Zu einer gewissen Vorsicht mahnt die ebenfalls beobachtete Tatsache, daß sowohl die römische Besiedlung als auch der älteste mittelalterliche Grundbesitz sich auf Böden der besten Qualität konzentrieren. Die Möglichkeit der Koinzidenz gerade wegen der Bodenqualität, die ja ein von Tradition und Geschichte unabhängiger Siedlungsanreiz ist, kann nicht ganz außer acht gelassen werden. Die Beziehungen zwischen römischen Siedlungen und frühmittelalterlichen Gütern besonders auch in der Rechtssprache sind interessant und sollten auch in anderen Gebieten untersucht werden. Die drei Karten sind instruktiv, die entsprechenden Listen (A. Römische Siedlungen, B. Früher Grundbesitz) hätten vielleicht so gestaltet werden können, daß sie Beziehungen zwischen den beiden Gruppen aufzeigen.

Einen schon früher vorgelegten Grabungsbericht (*Britannia* 6, 1975, 106–117) ergänzt P. A. Barker (*The Latest Occupation of the Site of the Baths Basilica at Wroxeter*, S. 175–181, 1 Plan, der als Abb. 8 mitgezählt wird, im Text aber als Abb. 6 erscheint) durch seither zutage gekommene Befunde. Nach dem Ende der regulären Benützung des Badegebäudes läßt sich eine lebhaftere und vielfache Weiterverwendung der noch bestehenden Reste nachweisen. Auffällig ist der Einbau menschlicher Schädeldecken in eine Plattform aus Kieselsteinen und der Fund einer Vielzahl von Augendarstellungen, die aus Gips geschnitten sind. Dies läßt an eine 'Wallfahrtsstätte', vielleicht für Augenleidende, denken, die hier nach dem Ende des Badegebäudes noch in Betrieb geblieben wäre. Als Datierung der spätesten Phase des vielfach umgebauten Objektes wird die Zeit um 400 angegeben, insgesamt dürfte der Platz auch noch im 5. Jahrh. benutzt worden sein.

Als Grabungsbefund, dem keine historischen Folgerungen oder Überlegungen angeschlossen werden, ergänzt dieser feldarchäologische Beitrag sehr gut die mehr allgemein gehaltenen Überlegungen zum Thema des Bandes. Die Datierung wird gegenüber dem ersten Grabungsbericht differenziert und berichtigt.

Philip Rahtz und Lorna Watts (*The End of Roman Temples in the West of Britain*, S. 183–210 Abb. 9–14) stellen die verschiedenen Möglichkeiten und Arten des Weiterlebens römischer Heiligtümer und Kulte zusammen: 1. Romanisierte Kulte überleben vom 4. in das 5. Jahrh.; 2. Einheimische Kulte überleben vom 4. in das 5. Jahrh.; 3. Verlassene Kultstätten werden nach 400 von Einheimischen oder von Zuwanderern wieder belebt; 4. Kultstätten werden in anderer Form (z. B. als Begräbnisplatz) oder von anderen Religionen (Christentum) weiter benützt und 5. Nur die Baulichkeiten bestehen weiter, ohne kultische Benutzung. Diese Möglichkeiten werden in den Rahmen von sechs Perioden ab dem 4. Jahrh. gestellt, von denen die letzte vom 8. Jahrh. bis zur Gegenwart dauern kann. Diese theoretischen Überlegungen werden an einer Anzahl von Grabungsergebnissen geprüft, und zwar mit Erfolg. Dabei zeigt sich, daß unauffällige Rundbauten und 'heilige Brunnen' bessere Überlebenschancen hatten als Tempel antiker Form.

Gerade den älteren Grabungen, die von ihren Ausgräbern keineswegs so gedeutet worden waren, muß eine hervorragend objektive und ausführliche Dokumentation bescheinigt werden, wenn sich aus ihr eine derartige Interpretation ableiten läßt. In Anhängen wird einmal auf den Fundort Lydney eingegangen, zum anderen wird ein rezente besuchtes Höhlen- und Quellheiligtum mit einem 'heiligen Stein' und ärmlichen modernen Opfergaben beschrieben. An dieser Stelle wurde nicht gegraben, doch meinen die Verf., daß der Befund mittelalterlichen und nachrömischen Heiligtümern relativ nahekommt.

Die Verf. betonen selbst den teilweise spekulativen Charakter ihrer Arbeit. Sie möchten sie als Beitrag zu einem Denkmodell verstanden wissen, nach dem ähnliche Befunde des Weiterlebens und des Wandels von einfachen Kultstätten untersucht werden können. Mit der entsprechenden Vorsicht, die hier ja geübt wird, kann dieser Weg sicher dort beschritten werden, wo entsprechend exakte Dokumentationen vorhanden sind.

Mit einem komplexeren Modellsystem versucht I. C. G. Burrow (*Roman Material from Hillforts*, S. 212–229 Abb. 15–21) das Auftreten römischer Fundmaterials in Höhenfestungen aufzuklären. Aus einer großen Zahl dieser eisenzeitlichen Anlagen stammt römisches Fundmaterial, das auf ihre Wiederverwendung schließen läßt. In einigen Fällen dürften sie in römischer Zeit für militärische Zwecke benützt worden sein, gelegentlich ist eine in die vorrömische Periode zurückreichende religiöse Tradition anzunehmen. Die unterschiedliche Intensität der Romanisierung in verschiedenen Regionen bewirkt auch eine unterschiedliche Präsenz des römischen Materials in den 'hillforts'. In einem zweiten Teil der Arbeit wird an der zu 5% ausgegrabenen Höhenfestung Cadbury-Congresbury gezeigt, daß sich verschiedene Modelle für das Auftreten römischer Scherben in einem Kontext von Funden des 6. Jahrh. erdenken und wahrscheinlich machen lassen: Verwendung und/oder Zerbrechen des Gefäßes an einem anderen und/oder dem Fundort. Die

Verschränkung dieser Möglichkeiten miteinander gibt unter Umständen jeweils ein anderes Fundbild im Detail. Ein Postskriptum weist allerdings darauf hin, daß das die Schicht datierende Stück nicht unbedingt in das 6. Jahrh. zu setzen ist, sondern, wie auch die diskutierten römischen Scherben, schon aus dem 4. Jahrh. stammen kann.

Beschämt gesteht Rez. ein, daß er zweifelt, je die Geduld und Zeit aufzubringen, für das nicht allzu reichliche Material einen solchen Aufwand an Entwicklungen von Modellen und statistisch-stratigraphischer Analyse zu betreiben. Ein solcher Aufwand könnte, auf vollständiger ausgegrabene Objekte angewendet, sicher manchmal sehr präzise Aussagen möglich machen. Andererseits schwanken die Ergebnisse im vorliegenden Fall zwischen 'noch keine definitive Aussage ist möglich' und solchen, die die ironische Reaktion 'Wer hätte das gedacht?' provozieren. Während der Ansatz sicher bedenkenswert ist, dürfte die Publikation zum gegebenen Zeitpunkt wohl noch verfrüht gewesen sein, wie ja auch das fatale Postskriptum zeigt.

Gegen die Theorie, daß Bevölkerungsrückgang zu den Ursachen des Endes des römischen Britannien zählt, und gegen eine Unterschätzung der Bevölkerungszahl spricht sich M. E. Jones (*Climate, Nutrition and Disease: an hypothesis of Romano-British population*, S. 231–251) aus. Als wichtigste Faktoren für Zu- oder Abnahme der Bevölkerung gelten: medizinische Versorgung, Hygiene, politische Ereignisse, Maßnahmen der Behörden und ganz besonders Epidemien. Alle werden für die Zeit der römischen Herrschaft positiver bewertet als für das spätere vorindustrielle Europa, in dem aber, außer in Zeiten von Epidemien, ein ständiger Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen ist. Nach den Quellen wird eine seuchenfreie Zeit zwischen 312 und 542 angenommen. Aus Pollenanalysen wird auf ausgedehnte Rodungen geschlossen, und die Nutzung auch schlechterer Böden wird als Hinweis auf einen Bevölkerungszuwachs gewertet. Verschiedene Methoden der Berechnungen der Bevölkerungszahl werden diskutiert. Ohne sich genauer festlegen zu können, plädiert der Verf. für mehr als 2 Millionen Menschen in Britannien, mit einem Maximum von 3 bis 4 Millionen in der Spätantike.

Die eindrucksvolle Bemühung um Argumente aus so verschiedenen Quellen wie der antiken Literatur und modernen demographischen Methoden führt zu ziemlich einheitlichen Ergebnissen. Ob freilich die sicher hochwertige römische Medizin der Bevölkerung auf dem flachen Lande zugute kam, müßte noch überdacht werden; die Hygiene war in den Städten durch die Bademöglichkeiten und die Kanalisierung sicher relativ gut. Ob die *pax Romana* die Ansteckungsgefahr durch Flüchtlinge und marschierende Truppen erheblich vermindert hat, möchte Rez. bezweifeln, marschiert ist die römische Armee wohl genug. Doch sind diese Einwände gering gegenüber den überraschenden und eindrucksvollen Ergebnissen der Arbeit.

Nach literarischen Quellen zeichnet R. S. O. Tomlin (*Meanwhile in North Italy and Cyrenaica . . .*, S. 253–270) ein Bild der Situation am Anfang des 5. Jahrh., das einige Aspekte der Verhältnisse in Britannien beleuchten soll. Zunächst werden Predigten des Bischofs Maximus von Turin und anderer kirchlicher Schriftsteller des von Barbareneinfällen heimgesuchten Norditalien zitiert. Die Anspielungen auf diese kriegerischen Ereignisse sind nur vereinzelt und stehen in Zusammenhang mit einer Endzeiterwartung, deren Topoi auch vor den Barbarenkriegen verbreitet waren. Daneben werden aber militärische Tugenden durchaus nicht abschätzig beurteilt. Daß Maximus in einer Predigt darauf hinweist, daß Güter, auch Sklaven, die von den Plünderern gekauft wurden, den rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben werden müßten, wirft ein interessantes Streiflicht auf die Möglichkeiten, sich mit den vielgeschmähten Barbaren geschäftlich zu arrangieren. Ausführlich wird die Situation in der Kyrenaika im frühen 5. Jahrh. mit Stellen aus den Briefen des Synesius beleuchtet. Der wohlhabende Mann war Gutsbesitzer, dann Vertreter seiner Provinz in Konstantinopel und organisierte, nach seiner Rückkehr zum Bischofsamt gedrängt, die Verteidigung der Provinz gegen räuberische Angriffe. Auch wenn die Briefe die Unfähigkeit der offiziellen Verwaltung und der Truppen aufzeigen, belegen sie mit ihren Interventionen und Bitten um Lieferungen eine durchaus intakte Verbindung mit der Hauptstadt, sowohl in dem Bewußtsein, dorthin zu gehören, als auch mit der Möglichkeit eines solchen Briefverkehrs. Die Erwähnung von *Marcomanni* als römischen Truppen um 410/412 in der Kyrenaika dürfte in den Arbeiten über die Geschichte dieses Stammes im frühen 5. Jahrh. noch wenig Beachtung gefunden haben, was aber an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden kann.

Die Fragwürdigkeit des Vergleichs der geschilderten Verhältnisse im Mittelmeerraum mit der Situation in Britannien ist dem Verf. bewußt. Der Unterschied liegt vor allem darin, daß in Afrika Raubzüge abzuwehren waren, während an den Grenzen des Westreiches landsuchende Stämme einen weitaus stärkeren Druck ausübten. Wahrscheinlich waren die 'Barbaren' des Westens deshalb erfolgreicher als die des Ostens. Den-

noch ist es gut möglich, daß die Schwierigkeiten und Methoden der Verteidiger in beiden Fällen ähnlich waren, so daß der Vergleich außer der amüsanten Lektüre des Artikels auch Anregungen zur Beurteilung der Situation in Britannien vermitteln kann.

Natürlich läßt sich ein aus 15 Arbeiten zusammengestellter Kongreßbericht nicht ganz einheitlich beurteilen. Die Zusammenstellung erhält ihren großen Wert durch die Vereinigung verschiedener Disziplinen und gibt einen Überblick über die Erforschung der Übergangsperiode vom römischen zum frühmittelalterlichen Britannien. Auch wenn sicher noch reichlich Arbeit zu leisten ist, stellt doch das Ganze (der Band) schon erheblich mehr dar als die Summe seiner Teile (der Beiträge). Selbstverständlich treten auch Widersprüche auf, wie bezüglich der Bevölkerungsentwicklung zwischen Kent und Jones. Solche Widersprüche ließen die Wiedergabe der Diskussion ebenso wünschenswert erscheinen wie einige problematische Äußerungen. Die technisch-redaktionellen Schwierigkeiten, die dem entgegenstehen, sind aber verständlich.

Auffällig und m. E. positiv ist für den mitteleuropäischen Beobachter, daß die numismatische Forschung stark vertreten ist, während sonst, außer über Keramik, vom Fundmaterial kaum gesprochen wird. Ist hier schon alles klar oder wollten die Organisatoren einen 'Kampf der Schnallen und Gehänge' über typologische Detailfragen vermeiden? Klar erkennbar ist jedenfalls die Tendenz, historische Modelle und Entwürfe zu konzipieren, die dann an den Materialien und Befunden überprüft werden. Die Folge ist, daß auch Wahrscheinlichkeiten akzeptiert werden müssen und nicht nur positivistisch-positive Ergebnisse. Es wurde schon mehrmals betont, daß diese Methode, die der der modernen Naturwissenschaft entspricht und entlehnt ist, bei bestimmten Fragen mit Erfolg angewendet werden kann. Voraussetzungen dafür sind eine ausreichende Materialbasis zur Überprüfung und Selbstkritik sowie die Bereitschaft, sich von einem lieb gewordenen Modell auch wieder zu trennen, wenn es sich nicht bewährt. Außerdem bedarf es noch einer ordentlichen Portion Phantasie und Hausverstand, um die Modelle zu entwickeln. Die Anwendung des genannten Hausverstandes zusammen mit einem erfrischend humorvoll-ironischen Stil sind, wie mir scheint, sympathische Charakteristika nicht nur einiger Beiträge dieses Bandes, sondern der britischen Forschung überhaupt, deren Seriosität darunter ja keineswegs leidet. So möchte ich den Gesamteindruck dieses Bandes durchaus positiv bewerten.

Wien

Heinrich Zabehlicky